

VII MEDIENPÄDAGOGIK

Michael Charlton, Klaus Neumann (in Zusammenarbeit mit Barbara Braun, Waltraud Orlik und Ruthild Rapp): Medienrezeption und Identitätsbildung: Kulturpsychologische und kultursoziologische Befunde zum Gebrauch der Massenmedien im Vorschulalter.

Tübingen: Narr 1990 (ScriptOralia 28), 209 S., DM 78,-

Mehr als sechs Jahre arbeiten die Freiburger Psychologen und Soziologen inzwischen an ihren Untersuchungen zur Medienrezeption von kleinen Kindern. In sieben 'grauen' Bänden, im Literaturverzeichnis ausgewiesen, haben sie zwischenzeitlich ihre Ergebnisse dokumentiert, hinzu kommt eine Reihe von Zwischenberichten und Detailstudien, wovon die 1986 in Buchform publizierten Fallstudien zu Familienkonstellationen die bekanntesten sind (Michael Charlton, Klaus Neumann: *Medienkonsum und Lebensbewältigung in der Familie. Methode und Ergebnisse der strukturanalytischen Rezeptionsforschung - mit fünf Falldarstellungen*. München, Weinheim 1986). In ihnen begründen und veranschaulichen die beiden Autoren ihre besondere Herangehensweise, ihre sog. "strukturanalytische Rezeptionsforschung", mit der sie im Rückgriff auf Theorieansätze von G. H. Mead, J. Habermas und U. Oevermann im besonderen Maß dem vertrackten Verhältnis von subjektiven Komponenten des Rezeptionsprozesses und seiner objektiven, sozialen Rahmenbedingungen, zumal in ontogenetischer Perspektive, also als biographischer Langschnittuntersuchung, gerecht werden wollen. Als abschließendes Resümee verstehen sie den vorliegenden "Forschungsbericht" offenbar wiederum nicht; eher könnte man ihn als paradigmatischen Extrakt bezeichnen. An sechs fallstudienartigen Rezeptionsbeobachtungen, vorgenommen an vier Kindern zwischen zwei und sechs Jahren, werden Momente kindlicher Medienrezeption aufgezeigt und theoretisch verortet - gleichsam als Segmente möglicher Identitätsbildung im Kontext von Medien. Man muß dies so vage formulieren, weil die Autoren den Leser darüber zunächst weitgehend im Ungewissen lassen bzw. erst am Ende knapp informieren - sei es aus analytischer Vorsicht, sei es aus theoretischer Unentschlossenheit: Jedenfalls eine konsistente Theorie zur medienbezogenen oder -induzierten Identitätsbildung legen sie nicht vor, was den einen angesichts der unüberschaubaren Fülle einschlägiger Modelle und Theoreme gerechtfertigt sein mag, die anderen mit Blick auf den anspruchsvollen Titel vermutlich enttäuschen wird.

Anhand des sorgfältig dokumentierten Beobachtungsmaterials - allein es zu bekommen, ist außergewöhnlich und aufwendig - zeigen und begründen die Autoren, daß Medienrezeption eine aktive, selbstgesteuerte

Handlung verkörpert, schon bei den Kleinsten, daß sie ihre Aufmerksamkeit für und ihre Wahrnehmung von Mediengeschichten in der Regel entlang von persönlichen Lebensthemen ausrichten und rekonstruieren und daß sie dafür jeweils bestimmte Rezeptionsstrategien zur Verfügung haben bzw. aktualisieren können. In sozialer Hinsicht veranschaulicht die Freiburger Arbeitsgruppe, daß Medienrezeption jeweils in ein soziales Beziehungsgeschehen eingebettet ist und Medienerfahrungen untrennbar mit der jeweiligen sozialen Alltagswelt verquickt sind. Erst das letzte Fallbeispiel, der zweijährige Nachvollzug der schwierigen, zum Teil krisenhaften Selbstsuche eines anfangs vierjährigen Mädchens, rückt die medienbezogene Identitätsbildung in den analytischen Mittelpunkt. - Diese Befunde stellen die Autoren in einem recht originellen Aufbau dar: Zunächst wird jeweils das Fallbeispiel geschildert und interpretiert, wobei die theoretischen Referenzen nicht erläutert werden - sieht man davon ab, daß die theoretische Grundlinie, nämlich soziales Geschehen im Sinne Oevermanns als objektive Textur aufzufassen und ihre Regelförmigkeit zu ergründen, bereits eingangs umrissen wurde. Sodann folgt die jeweilige theoretische Explikation, die in sechs theoretische Felder hineinführt: psychologische, psychoanalytische, soziologische, sozialisationstheoretische, handlungsspezifische, textwissenschaftliche und fast schon anthropologische. Medienrezeption kann kaum mehr von einer Disziplin aus analytisch angemessen behandelt werden, und vehement wenden sich die Autoren gegen jeglichen Reduktionismus, wie er etwa von der herrschenden Psychologie und Sozialforschung immer noch gepflegt bzw. militant behauptet wird. Doch da die theoretischen Explikationen den Fallbeispielen oft äußerlich, abstrakt bleiben und nicht immer dem Eindruck eines gewissen Dezisionismus entraten können, läßt sich mitunter nicht nachvollziehen, was sie zu jenen noch darüber hinaus Erhellendes beitragen können. Als theoretische Suchbewegungen sind sie gewiß immer anzuerkennen und willkommen, als Erklärung und weitere analytische Aufhellung des einzelnen Falls bleiben sie oft blaß und zu allgemein. Daher kann der Leser nur selten für sich die Plausibilität und analytische Ergiebigkeit des jeweils gewählten Theorems validieren. Wenn beispielsweise Strategien zur Rezeptionssteuerung erörtert werden, vermißt man dabei Differenzierungen in ontogenetischer Hinsicht, also Überlegungen oder empirische Belege dafür, in welchem Entwicklungsstadium Kinder über welche Rezeptionsstrategien verfügen und wie sie sie jeweils aktualisieren (können). Zu blutleer und pauschal mutet am Ende dieses Kapitels die angebotene Erkenntnis an, "daß die untersuchten Kinder gegenüber Medien vergleichbare Strategien angewendet haben, wie wir sie aus Untersuchungen zum face-to-face-Dialog kennen" (S.137). Erst recht wird man solche Fragezeichen am Gesamtresümee des Forschungsberichtes anbringen, zumal es geläufige Thesen zur

Massenkommunikationsforschung gänzlich außer acht läßt. Kein Einwand gegen neue, unkonventionelle Sichtweisen, aber ihre Bewährung an gegenteiligen Positionen hätte man angesichts der gepflegten Theorieorientierung schon erwarten dürfen. Gemeint ist der uralte Disput um die Spezifik von personaler und medialer Kommunikation, die gerade mit Blick auf die gewählte Untersuchungsklientel (man erinnere sich: zwei- bis sechsjährige Kinder) von hoher, nicht zuletzt psychologischer und pädagogischer Brisanz sowie analytischer Relevanz ist: Die Autoren bemerken dazu "zusammenfassend", "daß die Medienkommunikation im Vergleich zum Gespräch bestimmte Einschränkungen der sozialen Interaktionsmöglichkeiten mit sich bringt, aber keineswegs die soziale Situiertheit von Kommunikation grundsätzlich aufhebt. Ein Teil der identitätsstiftenden Elemente des dialektischen Gesprächs findet sich in der Medienkommunikation in veränderter Gestalt wieder. Den Beschränkungen der medialen Kommunikationsformen stehen bestimmte Entlastungsmöglichkeiten gegenüber" (S.197).

Kann man es mit solch lapidaren Sentenzen am Ende eines Buches über kindliche Identitätsbildung bewenden lassen - angesichts der grellen, inhaltlichen Tendenzen des Kindermedienmarktes und der pädagogischen Sorgen darum, angesichts der Warnungen über Entwicklungsstörungen oder gar -deformationen durch Medien bei Kindern, seien sie berechtigt oder nicht, aber auch schon mit Blick auf die vielen ungeklärten Fragen, die sich auftun, wenn man sich die vielen Momente kindlicher Identitätsentwicklung vergegenwärtigt, von den kognitiven Kompetenzen bis hin zu emotionalen Befindlichkeiten, von den sozialen Konstellationen bis hin zu den noch immer rätselhaften Segmenten der Phantasie, der Imagination, der Objekt- und Selbstbilder, die zudem bei jedem einzelnen noch besonders ausfallen? Vielleicht liegt es ja nur am etwas spröden Duktus dieser Publikation und an der schematischen Dualität der Darstellung, denn sicherlich stießen die Forscher in ihrer jahrelangen Beschäftigung auf all diese Probleme. Aber - gemessen an dieser Publikation - wird ebenfalls ersichtlich, welch lange Wegstrecke die einschlägige Forschung noch gehen, wie tief sie noch schürfen, wie differenziert und anschaulich sie erkunden muß, bis endlich befriedigende, plastische und pädagogisch hilfreiche Befunde über die gewiß sensible und vielfältig vertrackte Medienrezeption von Kindern vorliegen, zumal in ontogenetischer Perspektive. Die Freiburger haben dazu schon eindrucksvolle und aufschlußreiche Orientierungen geliefert - ohne Frage, aber der ebenso theoretische wie empirische Gesamtentwurf fehlt noch, sofern er überhaupt noch leistbar ist.

Hans-Dieter Kübler (Hamburg)